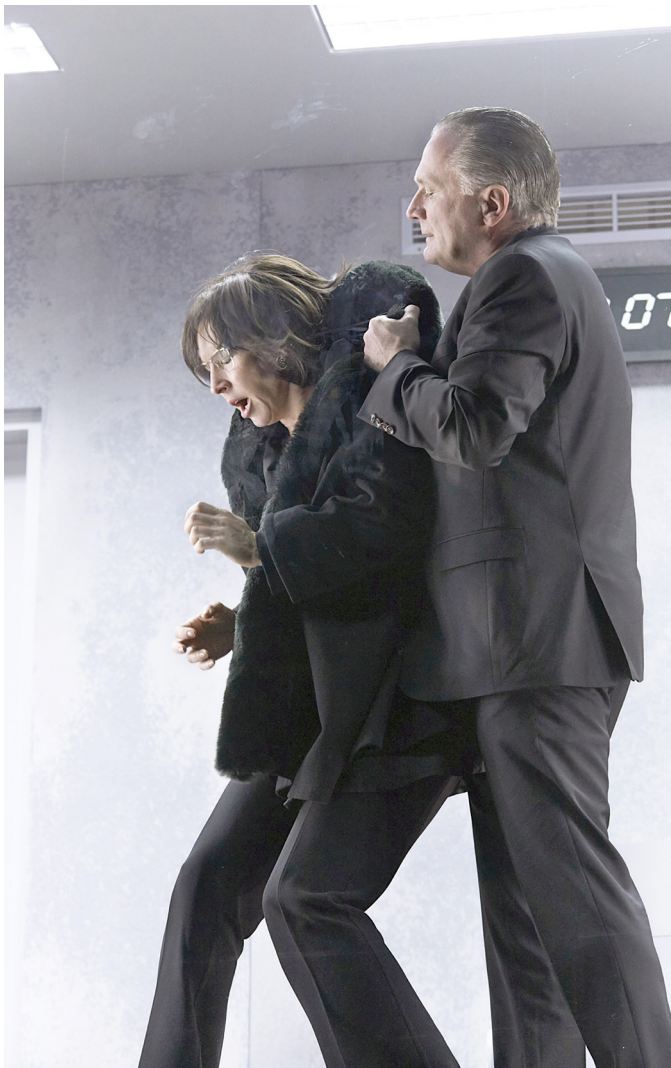


Terror, Flucht und Asyl am Wiener Theaterhimmel

Die Bühnen der Bundeshauptstadt befassen sich zunehmend mit dem derzeit am heißesten diskutierten Themenkomplex, doch Inszenierung und Inhalt werden dem Thema nicht gerecht.

VON EVA BRENNER



SEIT GERAUMER Zeit irrlichtern die aktuellen Themen Asyl, Flüchtlingskrise, Terrorismus und (religiöser) Fundamentalismus auch in die heimischen Theater: vom *Theater Nestroyhof - Hamakom*, das bereits zwei Folgen des Flüchtlingsprojekts *badluck* – eine Montage aus Augenzeugenberichten von aus Syrien Geflüchteter – gezeigt hat, über die preisgekrönte Postdramatik-Komödie *»Kein Stück über Syrien«* des jungen *aktionstheater ensembles*, womit FlüchtlingshelferInnen aufs Korn genommen werden, bis zum Debütstück des New Yorker Erfolgsaustors Ayad Akhtar *»Geächtet«*, das dem Gespenst des islamfeindlichen Rassismus im Milieu der New Yorker Hautevolee nachgeht, und dem smarten Polit-Krimi *»Heilig Abend«* im Theater in der Josefstadt, einem mit Stars besetzten Uraufführungsstück des ebenso erfolgreichen Österreicherers Daniel Kehlmann (*Die Vermessung der Welt*). Ganz zu schweigen vom neuen *»Traiskirchen«*-Musical mit Flüchtlingen am Volkstheater, das den vom neuen Intendanten zum donaufestivalesken Hybrid-Performance- und Konzeptkunst umgerüsteten Wiener Festwochen ein heimisches Glanzlicht mit Jungpublikum aufsetzen soll.

Kein tiefer Blick

Die Serie dokumentarischer Schicksalsbeichten des Stücks *»badluck aleppo«* wird ausschließlich von männlichen Flüchtlingen aus Syrien bestritten, nur am Ende tritt eine Sängerin auf und singt ein »rührendes Abschiedslied«. Die lineare Montage ist hinterlegt mit fotografischen Projektionen aus dem Krieg und soll ein möglichst authentisches Bild des Krieges über persönliche Erfahrungen, Entbehrungen und Verluste zeichnen. Trotz der Schreckensszenarien, die in (oft) schlecht verständlichem Englisch zu langatmig ausgebreitet werden, gelingt es der Aufführung kaum, die Katastrophe nachvollziehbar zu machen. Zudem gesteht sie den AkteurInnen wenig mehr als den amtsüblichen – in den Medien tausendfach beschworenen – Opferstatus zu. Sie erlaubt keinen Tiefenblick hinter die Kulissen eines bereits über sechs Jahre andauernden Konflikts, der viele internationale Player mit handfesten politischen Interessen verbucht. Lediglich die letzte



der Erzählungen, die illustriert von einer Landkarte ist, gibt Auskunft über Frontverläufe Krieg führender Konfliktparteien und benennt die Positionierung heikler Ölpipelines im Kriegsgebiet, die das Geschehen maßgeblich mitsteuern.

Das Pop-Spektakel »Kein Stück über Syrien« des *aktionstheater ensembles* bemüht sich erst gar nicht, dem Asylproblem ernsthaft auf den Grund zu gehen, stattdessen rückt es in einer Assemblage aus losen Szene, Chören und Tänzchen das Helfersyndrom der Wohlstands-Kids um die dreißig ins Zentrum. Die Avantgarde-Show handelt eher von Flüchtlingshilfe als von Flüchtlingen selbst, sie bespricht im Stil des postdramatischen Performance-Theaters die Alltagsprobleme der sogenannte »Gutmenschen«, ihre Ohnmachtsgefühle angesichts der Mühen der Ebene. Auf der Bühne stehen junge WienerInnen, die anfangs enthusiastisch am Wiener Westbahnhof bei der Essensverteilung aushalfen, bevor sie sich versehentlich in der eigenen WG mit einer geflüchteten Großfamilie fanden und mit beschmutzten Toiletten und allzu fremden Lebensgewohnheiten überfordert sind. Die Performance oszilliert ständig zwischen Menschenfreundlichkeit, Naivität, schlechtem Gewissen und verhohlener Fremdenfeindlichkeit – Phänomenen, denen sie mit Humoreske und Sarkasmus anstatt Selbstkritik begegnet. Gegen Ende steigert sich die popkulturelle Gemengelage zur absurden Konkurrenz zwischen den ehrgeizigen HelferInnen, die in der Realität von Flüchtlingselend, Schlepperei, verweigerter Asylbescheiden und täglich drohender Abschiebung nicht angekommen sind.

Anders ergeht es dem Theater-Afficionado mit dem Theaterdebüt des US-amerikanischen Modeautors und Arztes Ayad Akhtar, das den pathetischen Titel »*Geächtet*« trägt. Ende 2016 fand es seinen Weg auch auf die große Bühne des Burgtheaters, wo es als typisches Off-Broadway-Machwerk merkwürdig deplatziert und verloren wirkte (es wäre am Akademietheater weit besser aufgehoben gewesen). Es bevorzugt zeitaktuelle Skandalthemen (Krieg im Nahen Osten, Terror oder *political correctness*) im Setting kommensurabler Kammerspiele zwischen zwei bis acht Personen, die unter Berücksichtigung der Auslastungsquote auf

ein Durchschnittspublikum mit Unterhaltungsanspruch zugeschnitten sind.

»*Geächtet*« verhandelt so »komplexe Themen wie religiöse Identität und Alltagsrassismus, Integration und Selbsthass« (Programmheft). Entlarvt werden Lebenslügen und Vorurteile des liberalen Bürgertums, die in Ausnahmesituationen schnell ihre Abgründe offenbaren. So finden sich in einem eleganten Manhattan Loft zwei Ehepaare zum gemeinsamen Abendessen ein, wo nach dem altbewährtem Muster der Woody-Allen-Filme der politisch korrekte Diskurs über Ausländerfreundlichkeit und -hass zusehends entgleitet, die Lage zwischen den (fremd gehenden) Partnern eskaliert. Laut Presstext geht es hier um brisante Fragen wie: »Ist der Koran etwa tatsächlich eine »lange Hate-Mail an die Menschheit?« Wie islamophob sind die westlichen Gesellschaften seit dem 11. September 2001?«

Verkürzend an der Umsetzung des Themas wirkt die Schwarzweißzeichnung des Autors, der das Szenario von »Migration« und »Integration« auf das Niveau von Psychologie und Krisen in Paarbeziehungen zusammenstaucht – ein schematisches Abbild privilegierter Lebensentwürfe New Yorker Intellektueller, die schockiert sind darüber, dass sich mitunter das Elend der Welt auch in ihre gute Stube verirrt. Der weltumspannende Konflikt zwischen Arm und Reich, Nord und Süd, den Habenden und den (bloß) Seienden ist reduziert auf das aalglatte Parkett des gehobenen Bürgertums, der historische Hintergrund, Krieg und Zerstörung, Schmutz und Blut sind entwichen.

»*Heilig Abend*« – oder die unaufhaltsam vergehende Zeit

Inhalt und Form des Polit-Thrillers entsprechen einander: Zu Beginn offenbart sich dem Blick der ZuschauerInnen eine mit Neonlicht geflutete Investigationsstation mit transparenten Wänden, kahlem Interieur mit viel Licht und Schatten. Dieser modische Schau-Container dreht sich in der Mitte des Stücks in extrem verlangsamter Drehbühnen-Bewegung und enthüllt dem erstaunten Publikum seine ominöse Kehrseite – eine an Star Wars-Filme erinnernde Überwachungszentrale mit Video-

screens und blinkenden Steuerungspulsten; davor schemenhaft und regungslos verharrende Männergestalten im Dunkel. Der angestrengte TV-Realismus serviert betont einsilbige Dialoge zwischen einem (weiblichen) Opfer und einem (männlichem) Täter – die Professorin Judith steht Thomas, dem agilen Agenten-Funktionär-Ermittlungsbeamten (was genau, bleibt unklar) gegenüber. Seine Ermittlungen über Terror, Gefahr und Überwachung beginnen um exakt 22.30 Uhr am 24. Dezember, die stumme Frau sitzt im grellen Licht auf einem Stuhl, ohne Ausdruck und starr vornübergebeugt. Er geht bei seiner Befragung ruhelos auf und ab, bisweilen verharret er bedrohlich im Schatten der Rampe, das Gesicht dem Publikum zugewandt. Er verhält sich so, als wüsste er alles über sie – Wissen ist Macht, es verleiht Dominanz –, auch über ihren für Punkt Mitternacht an just diesem »Heilig Abend« geplanten Terroranschlag. Sie wurde jedoch auf dem Weg zum Weihnachtsfest der Eltern angehalten, aus dem Taxi geholt und zur Polizeistation gebracht. Bis zum Ende wird das Publikum im Unklaren gehalten, ob sich der Verdacht gegen die Frau erhärten, sie verhaftet, eingesperrt oder gar entlassen werden wird.

Der Beamte Thomas, der im Verhören vermeintlicher DschihadistInnen geschult ist, steht einer in die Jahre gekommenen Intellektuellen gegenüber, die offensichtlich ein Doppelleben führt, tagsüber auf der Universität lehrt, Frantz Fanon zitiert, Jean-Paul Sartre liest und nachts das bestehende politische System aus den Angeln heben will. Erstaunlich ist, dass das Stück trotz des brisanten Themas und der ausgeklügelten Versuchsanordnung über die glatte Oberfläche des attraktiven Bühnenbildes, das einer angesagten Cocktailounge gleicht, nicht hinaus geht. Es bleibt bis zuletzt seltsam monoton, verzeichnet keine Höhepunkte; nur ab und zu öffnet sich die Tür einen Spalt breit und die Assistenz reicht ein Informationsblatt herein.

Erbarmungslos rattert die über der Bühne zentral platzierte Digitaluhr in Echtzeit dahin. Dazu schreibt Daniel Kehlmann:

Seit meiner Kindheit habe ich »High Noon« geliebt, und zwar nicht so sehr wegen Gary Cooper oder der Revolverduelle, ja nicht einmal →

Liebe LeserInnen!

DER IN England lebende Philosoph John Locke (1632–1794) wird bis heute als großer Denker und Begründer des Liberalismus gefeiert. Als Protagonist der Aufklärung soll er die Lehre von den Menschenrechten propagiert haben und für Toleranz und Rechtsstaatlich eingetreten sein. Als »Liebling bürgerlicher Selbstbeschreibung« (9) werden seine Ideen als humane Alternative zu linken, kommunistischen Positionen angepriesen. Der Rechtsanwalt und Universitätsprofessor für Öffentliches Recht und Rechtslehre an der Universität Wien, Alfred J. Noll, hat in seinem Buch John Locke und das Eigentum eine beeindruckende Kritik verfasst. Das Buch beginnt mit einer Darstellung der dramatischen Ereignisse des 17. Jahrhunderts in England. In diese Zeit fiel die Enthauptung des englischen Königs Charles I. im Jahre 1649, die Machtergreifung Oliver Cromwells und die *Glorious Revolution* von 1688, in der das englische Parlament Wilhelm von Oranien als neuen König einsetzt. Daran schließt eine detaillierte Analyse der Schriften Lockes an, in denen Noll präzise nachweist, dass Locke bürgerliche Klasseninteressen geschickt als »Menschheitsinteressen« darstellt. Das mache bis heute seine Faszination für bürgerliches Denken aus. Fast alle Positionen des (Neo-)Liberalismus finden sich bei Locke begründet: Eigentum ist Freiheit – Freiheit ist Eigentum; das Arbeitsprodukt des Knechtes ist das legitime Eigentum des Herrn; kapitalistische Produktion legitimiert die Verfügung über die Erde und ihre Schätze. Noll resümiert: »Der Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates ist die Erhaltung des Eigentums. Nicht Gottesgnadentum legitimiere die Herrschaft im Staat, sondern der Eigentümerauftrag.« (165) Ganz einfach ist das Buch nicht zu lesen, aber wer sich ein wenig Zeit nimmt, erwirbt ein tiefes Verständnis einer Philosophie, die bis heute zur Legitimation der gegenwärtigen Verhältnisse benutzt wird. Und diese Legitimation ist untrennbar mit dem Namen John Locke verbunden.

Alfred J. Noll, »John Locke und das Eigentum«
2016, Mandelbaum Verlag Wien, 346 Seiten, 18,- Euro

KARL REITERS BUCHTIPP



wegen Grace Kelly, sondern wegen der Uhr. Am Anfang sieht man da die Uhrzeit, man weiß, dass zur Mittagsstunde die Mörder kommen werden, und von da an zählt man die Sekunden und folgt dem Sheriff bei seiner vergeblichen Suche nach Bundesgenossen. »High Noon« ist einer der wenigen perfekten Filme – nicht zuletzt weil er in Echtzeit stattfindet, weil in ihm die erzählte Zeit und die Zeit, in der der Film selbst vergeht, auf die Sekunde identisch sind. So etwas wollte ich auch machen, immer schon. [...] Der andere Antrieb, das war meine Verblüffung über die Dinge, die Edward Snowden aufgedeckt hatte: das Ausmaß der staatlichen Überwachung in der elektronischen Welt, die Willkür der Geheimdienste, die Möglichkeit der Polizei, unsere Leben in einem Ausmaß zu beobachten, wie wir es uns früher nicht hätten vorstellen können. Also schrieb ich zum ersten Mal etwas im weitesten Sinn Aktuelles, ein Stück, das auf die Ereignisse in den Schlagzeilen reagieren sollte [...] Ein Konflikt zwischen zwei Menschen. Eine Gefahr, eine Ermittlung. Und die wie immer zu schnell vergehende Zeit.

Dem Autor scheint es um die Zeit als Hauptmotiv und das Phänomen des Überwachungsstaat gegangen zu sein, nicht um Aufklärung oder Erhellung der Hintergründe für Hunger, anwachsende Armut und Klimakatastrophen und die daraus resultierende Kriege, die zu Radikalisierung, Terrorismus und Dschihadismus führen. Ohne die Leistung der exzellenten DarstellerInnen zu schmälern, fällt die wesentliche Rolle der überdimensionalen Digitaluhr zu. Das Programmheft zitiert bekannte Texte zum Thema Terror, die primär von linken »Terroristen« bzw. »Terrorismus-UnterstützerInnen« stammen, darunter die RAF, Fidel Castro, Sartre, Enzensberger oder der linke Vordenker der »Kolonisierung der Dritten Welt«, Frantz Fanon. Auffällig fehlen Beispiele aus der rechtsradikalen oder religiös-fundamentalistischen Szene! Dies ist ein verstörender Hinweis auf die ideologische Einseitigkeit der gegenwärtigen Josefstadt-Leitung, und sie verdankt sich den Intentionen des Hausautors Kehlmann.

Ohnmächtiges Theater

Ist die Produktion von »Heilig Abend« eine vertane Chance oder Illustration einer Theaterlandschaft, die zwar aktuelle Themen aufnimmt, aber ohne Anspruch, diese in

die Tiefe erschöpfend zu behandeln, weil ihre Hauptaugenmerk auf Unterhaltung, Showbusiness und Auslastungszahlen liegt? Die auf Wiens Bühnen derzeit zu besichtigenden Abhandlungen zu Asyl, Terror, Krieg, Rassismus und Flüchtlingskrise wollen die unsere Welt bewegenden, riskanten Themen offenbar besetzen, bevor sich gewagtere, unabhängige oder alternative KünstlerInnen, die nach diversen Strukturreformen der Stadt Wien auffällig dezimiert wurden, das Feld beackern. (Diese würden zwar über die nötige Radikalität aber keine nennenswerte PR verfügen, um den allgemeinen Diskurs mitzubestimmen.) Andererseits wollen oder können sie keine allzu kritischen, tiefschürfenden, inhaltlich zielführenden Aussagen machen, ohne sich angreifbar zu machen, was dem Kulturauftrag, das herrschende System zu stützen, zuwider liefe. Jedoch gibt es auch in diesen heiligen Hallen QuerdenkerInnen – nur fragt sich, wie diese mit dem inneren Zensur umgehen.

Was ist nun der Tenor der heute auf dem Wiener Theater zu sehenden Stücke? Was erzählen sie, welche Informationen fördern sie zutage, welche Botschaften transportieren sie, wen wollen sie erreichen? Hier stellt sich eine Kardinalfrage: Handelt es sich bei der Vermeidung radikaler Positionen auf Wiens Mainstream Bühnen um ein Nicht-Können, Nicht-Wollen oder Nicht-Dürfen, also dem »cop in the head«, wie es der politische Theatermacher Augusto Boal bezeichnet hat (eine gefährlich ansteckende Art freierwilliger/halbbewusster Selbstzensur)?

Beispielhaft lässt sich nach Durchsicht einiger Inszenierungen feststellen, dass die meisten sich auszeichnen durch die Demonstration von Hilf- und Ratlosigkeit, das Gefühl der Ohnmacht vis-à-vis politischer Konflikte und Verwerfungen, die gepaart ist mit einer Überschätzung der eigener analytischen Potenziale bei gleichzeitiger Unterschätzung der Interessenslage und Informationsbereitschaft des Publikums.